

Verwundet und verklärt. Der menschliche „Leib“ als zentraler Begriff katholischer Spiritualität

In einer Welt aus Clouds und virtuellen Netzen, zwischen Facebook-Accounts, Instagram-Neuigkeiten, Whats-App-Verbindungen und Twitter-Nachrichten treffen wir uns hier, um einer Aufforderung in der Einladung zu dieser Tagung Raum zu verschaffen: „Lebt so, dass ihr euch in eurem eigenen Leben wiederfindet!“ Dazu sind wir leibhaftig hier in Graz erschienen – nicht per Video zugeschaltet oder zeitverschoben auf eine Leinwand gebeamt. Wir tun das knapp vier Wochen nach dem Weihnachtsfest - dem Fest der Menschwerdung:

„Für uns Menschen und zu unserem Heil ist er vom Himmel gekommen, hat Fleisch angenommen durch den Heiligen Geist von der Jungfrau Maria und ist Mensch geworden.“ Damit wir in unserer leiblichen Existenz unsere Ebenbildlichkeit mit Gott wieder erlangen, dazu steigt der göttliche Logos in unsere irdische Begrenztheit - in ein Sein zwischen Windeln und Leinentuch.

1. Von einer Ritzerin und von Windeln und Totentüchern

Weißer Tücher - Windeln und Leintücher markieren den Anfang und das Ende irdischer Leib-Existenz – und damit auch unser Angewiesen-Sein auf eine würdevolle Behandlung. Der Leib ist Realsymbol unseres Menschseins – wunderschön und verletzlich zugleich.

Vor kurzem erzählte mir ein ehemaliger Klinikseelsorger von seiner - im doppelten Sinne - einschneidenden Erfahrung mit einer 15-jährigen Jugendlichen, die zum Kreis der sogenannten Ritzerinnen gehört oder mittlerweile hoffentlich gehörte. Das Mädchen hatte die ganze Last der Schwierigkeiten im familiären Bereich in sich abgespeichert. Die seit Jahren zerüttete Ehe der Eltern hatte dazu geführt, dass diese werdende Frau schon als Kind auf der Strecke geblieben war. Unbemerkt und unbedacht in seinen Bedürfnissen und Not-Wendigkeiten hatte sie die unaussprechliche und unerträgliche Befindlichkeit des eigenen Werdeprozesses ins Ritzen übersetzt. So traf der Krankenhausseelsorger sie an. Aufgenommen in der Kinderstation eines Tiroler Landkrankenhauses, saß die junge Frau da auf der Bettkante und hatte sich gerade in diesem Augenblick mit der Rasierklinge kurz vor der Armbeuge des linken Armes einen Schnitt zugefügt. Ungezählte mehr und weniger gut verheilte Wunden, zum Teil wulstige Narben zeugten von einer langen Leidensgeschichte dieser jungen Frau, deren Blut gerade auf das weiße Leintuch des Krankenhausbettes tropfte. Der Priester musste sofort das Pflegepersonal rufen. Viel Zeit zum Gespräch blieb ihnen nicht - gerade so viel, dass er die unmögliche Lebenssituation und den schmerzvollen Ausweg des Mädchens begriff. Schon am nächsten Tag wurde sie von der Kinderstation des Landkrankenhauses in die Universitätsklinik nach Innsbruck überstellt, wo ihr ein sehr fähiger und bekannter Psychosomatiker zu Hilfe kam.

Schon als Jugendlicher hatte mich das Turiner Grabtuch fasziniert – ein eigenartiges „Röntgenbild“ eines entschwundenen Körpers, deutlich erkennbar an den eingebrannten Spuren der gewaltsamen Hinrichtung. Ich dachte an die kaskadenhaft gestuften Rinnsuren des Blutes auf den Unterarmen. Die lassen sich inzwischen wissenschaftlich erklären aus der Tatsache, dass sich ein am Kreuz zu Tode Gequälter immer wieder aufzurichten versuchte, um dem Erstickungstod doch noch einige Atemzüge entgegen zu halten. Heute noch berührt mich diese Super-Reliquie, die sich in Turin befindet.

Die Zeichnung des toten Körpers auf dem Leichentuch entspricht genau dem Gesichtstuch, dem Volto Santo von Manoppello. In der Kapuzinerkirche dieses Ortes in den Abruzzen wird diese zweite, nicht weniger außergewöhnliche Reliquie des Leidens und Sterbens Jesu seit dem 16. Jahrhundert als großer Schatz gehütet und den Menschen zur Betrachtung, zum Bedenken und als Anregung zum Gebet gezeigt. Es ist ein transparentes, beidseitiges Bildnis eines Gesichtes auf einem feinen Textil aus Muschelseide. Die beiden Gesichter eines Mannes im mittleren Alter entsprechen sich nicht nur physiognomisch, sondern zeigen auch dieselben Spuren der Verwundung, Schwellungen und deckungsgleich dieselben Blutspuren. Auch wenn es zahllose Gegenthesen gibt, dass es nicht die beiden Tücher seien, die sich im Grab Jesu befanden, so erhärten sich doch in einer überzeugenden Konvergenzargumentation die Beweise für deren Echtheit. Kunsthistorisch lässt sich kein einziges vergleichbares Bildnis einer auch nur annähernd so exakten, historisch richtigen Wiedergabe der physischen Spuren der Tortur einer Kreuzigung nachweisen. Und welche Technik hätte dies im ausgehenden Mittelalter erzeugen können – Details, die nur in Röntgenaufnahmen sichtbar gemacht werden können? Auf dem Seidentuch lassen sich keine Farbpartikel nachweisen. Und welche ästhetischen Vorbilder hätte es gegeben? Wir sehen kein schönes Antlitz des Erlösers, sondern ein angeschwollenes Gesicht mit dem Ansatz eines wachsenden Bartes.

Sie merken, wie mich - als gläubigen Menschen - auch als Bischof noch - die handgreiflichen Zeugnisse vom Leid und Tod Jesu bewegen. Dabei möchte ich hier eigentlich nicht in eine wissenschaftliche Echtheits-Diskussion eintreten. Vielmehr geht es mir um die spirituelle Dimension...

So wie das - auf das Bettuch des Krankenbettes in der Kinderstation eines Tiroler Landspitals vom Arm einer jugendlichen Ritzerin -herabgetropfte Blut uns eine aktuelle Herausforderung, eine zu beachtende menschliche Befindlichkeit ein dramatisches Zeugnis des inneren Leidens nach außen sendet - so geben uns die genannten Tuchreliquien Gedanken auf.

Es geht mir dabei um die dialektische Spannung von Leiblichkeit und deren Transformation, von physischer Präsenz und Abwesenheit, die in beiden außergewöhnlichen Bildnissen von Turin und Manoppello zu sehen ist. Es geht um die innere Spannung, die sich aus der beklemmenden, schonungslosen „Abbildung“ des geschundenen Leibes und der gleichzeitig freudigen, höchsten Verehrung dieses Bildes ergibt. Dieses Faszinosum bliebe auch dann aufrecht,

wenn nachgewiesen werden könnte, dass es sich doch um Fälschungen, bzw. um Erzeugnisse einer genialen menschlichen Bildimagination handeln würde. Ganz gleich - verweisen diese kirchlichen Super-Schätze doch auf das Geheimnis Jesu, der überraschend einfachen Messiasgestalt aus Nazareth in einem menschlichen Leib.

Unser christlicher Glaube findet in ihm den menschengewordenen Gott. Diese Behauptung ist nicht als Metapher oder rein symbolisch zu verstehen, sondern unsere trotz-ige Ansage, dass der unendlich große Gott - nicht als erster unbewegter Bewegter zu denken ist - sondern es mit seiner Schöpfung und seinen Geschöpfen so ernst meint, dass er mit uns in Berührung kommen will und sich in die DNA materiellen, biologischen Daseins auf dieser Welt eingeschrieben hat. An der Schwelle dieses Eintritts Gottes in eine menschliche Gestalt und an der Schwelle seines Todes wird jedes historische Beschreiben und Berichten ungenügend. Da werden Dinge und Bilder zum wirkmächtigen Zeugnis, da dienen die Windeln als Zeichen – und die schön zusammengelegten Grabtücher als Verweis auf eine neue Ordnung, die es gilt Schritt für Schritt zu entdecken und zu entfalten.

In den Ikonen der Ostkirche wird den Windeln, die zugleich schon auf die Grabtücher verweisen, und auch dem Waschen des Neugeborenen große Bedeutung beigemessen. Hebamme und Magd, die das Neugeborene reinigen und baden sind ganz wichtige ikonographische Eintragungen. Sie sollen die historische Tatsächlichkeit der Inkarnation belegen, kein Schwindel, kein Erscheinen auf Erden, sondern Annahme „unseres Fleisches“: Sarx egeneto – wie es im Hymnus der Johannesevangeliums heißt. Gott steckt in unserer Haut. „Hätte er unser Menschsein nicht ganz angenommen, hätte er es auch nicht erlösen können.“ Eine der vielen Formeln der Kirchenväter, um die Bedeutung des heiligen Tausches sichtbar zu machen: Gott wurde sichtbar, angreifbar, verwundbar Mensch, um uns bei Gott zu beheimaten. Jede christliche Spiritualität und Anthropologie muss sich dieser frei gewählten Leiblichkeit des inkarnierten Gottes stellen. In der Person Jesu gibt es eine Vermählung von Himmel und Erde, von Gott und Mensch. Wer das leugnet, kann sich nicht auf das biblische Zeugnis der Evangelien berufen.

2. Die lange Tradition gnostischer Versuchung

Die ersten neutestamentlichen Schriftsteller, die Evangelisten und die Autoren der ntl. Briefe geben die Überzeugung der jungen Kirche wieder, dass Gott real im Fleisch gekommen ist. Ich möchte pars pro toto nur kurz die Argumentation des Ersten Johannesbriefes, der am Ende des 1. Jahrhunderts entstanden ist, skizzieren. Er beginnt in folgender Weise: „Was von Anfang an war, was wir gehört, was wir mit unseren Augen gesehen, was wir geschaut und was unsere Hände angefasst haben – vom Wort des Lebens sprechen wir, denn das Leben ist erschienen“ Also nicht nur eine Idee, eine Erkenntnis oder Weisheit! Der energischer Beginn des Briefes gibt bereits den Grundduktus des Schreibens an – es ist ein Appell zum

entschiedenen Zeugnis, nicht nur in Gedanken und in einer wohlmeinenden Gesinnung, sondern „in Tat und Wahrheit“ (1 Joh 3,18). Alles konkret, leiblich, wirklich. Kein Ansatz zu einem vergeistigten oder frömmelnden Spiritualisieren. Und noch eine Passage: „Jeder Geist, der Jesus Christus bekennt als im Fleisch gekommen, ist aus Gott und jeder Geist, der Jesus nicht bekennt, ist nicht aus Gott. Das ist der Geist des Antichrists.“ (1 Joh 4,1bff)

Das ist eine klare, vielleicht in unseren Ohren nicht nur sympathische Abgrenzung. Sie wird verständlich aus dem alltags-philosophischen Umfeld des jungen Christentums, aus seiner Infragestellung durch die vielen hochentwickelten philosophischen und mythischen Heilslehren dieser Zeit. Der sogenannte mittlere Platonismus und die Gnosis bestimmten das geistige Klima in den ersten Jahrhunderten nach der Geburt Christi. Ihrer Position zufolge ist das Wesentliche des Menschen ein unsterblicher Kern oder Lichtfunke, der aus dem Reich des Göttlichen stammt. Er überdauert alles Vergängliche und ist diesem qualitativ überlegen. Der Weg des geistig und spirituell aktiven Menschen führt demgemäß vom leiblichen und materiellen Dasein weg – zum Geistigen hin. Eine Ganzheitlichkeit, bzw. eine Integration der materiellen Dimension in die Grundkonzeption von Menschsein ist undenkbar. Für Platon ist der Leib der Kerker für die Seele. Die Gnosis führte noch einen deutlicheren Dualismus ein. Die Welt wird gespalten in eine göttliche und widergöttliche. Im eigenen Leib erlebt der Gnostiker den Widerhall dieser ursprünglichen Spannung, eine dauerhafte Entfremdung. Nur mit einer göttlichen Erkenntnis kann er ihr entkommen.

Die Sekte der Manichäer hat die Verachtung des Leiblichen schließlich auf die Spitze getrieben. Die christliche Theologie und Spiritualität konnte sich dieser vielfältigen Strömungen nicht erwehren. Das biblische Fundament wurde dabei zusehends verlassen. Eine lange, fatale Schuldgeschichte einer schleichenden Abwertung des Leiblichen, mithin des Geschlechtlichen und der Lebenslust insgesamt hat begonnen. Vor allem waren die Frauen Leidtragende dieser Entwicklung.

Die ursprüngliche jüdische christliche Konzeption war eine wesentlich ganzheitlichere. Fleisch, Seele und Geist (hebr. Basar, Nefes und Ruach, bzw. Soma, Sarx und Pneuma) sind in der Bibel nicht niedriger oder höherwertige Teile, aus denen der Mensch zusammengesetzt ist. Die unterschiedlichen Begriffe stehen für Dimensionen, in denen sich das menschliche Leben – nicht als ein individualisiertes, sondern als ein gemeinschaftlich eingebettetes abspielt. Leibhaftig und körperlich leben Menschen in einer konkreten Welt zusammen und alles hat mit Gott zu tun – das Leiden und die Freude, Konflikt und Versöhnung, Tanz und Eros.

3. In Jesus begegnet uns Gott – leibhaftig berührbar und berührend

Jesus hat in seinem Leben viele Menschen berührt und er hat sich berühren lassen. Die Evangelien erzählen uns seine Lebens- und Leidensgeschichte, mit jeweils unterschiedlichen Schwerpunkten. Ich möchte dem Lukas-Evangelium folgen.

Zu Beginn seiner Wirkenszeit steht Jesus einer Berührung gegenüber, die sehr unangenehm für ihn ist. Er wird gestoßen und bis zum Rand eines Abhangs in seinem Heimatort geführt (vgl. Lukas 4, 29), weil die Leute wütend waren, wegen seiner starken Ansage in der Synagoge.

Aber genauso zeigt Jesus auch am Anfang, wie heilend seine Berührung auf andere wirken kann. Nicht in jeder Heilungsgeschichte, aber in einigen heilt Jesus, in dem er die Leute berührt. Im vierten Kapitel (Lukas 4, 40- 44) wird berichtet, dass er durch Hände auflegen mancherlei Krankheiten heilen kann. Auch weitere Heilungsgeschichten finden ihren Platz in diesem Abschnitt und die Kraft der Berührungen Jesu spiegelt sich in folgendem Abschnitt wieder: "...viele Menschen aus ganz Judäa und Jerusalem und dem Küstengebiet von Tyrus und Sidon waren gekommen, um ihn zu hören und von ihren Krankheiten geheilt zu werden. Und die von unreinen Geistern Geplagten wurden geheilt. Alle Leute versuchten, ihn zu *berühren*; denn es ging eine Kraft von ihm aus, die alle heilte" (Lukas 6, 17b- 19).

Eine weitere sehr bekannte Geschichte ist die, von Jesus und den Kindern. Sie werden zu ihm gebracht, dass er sie „berühre“. Die Jünger wollen das verhindern, aber Jesus weist sie zurecht mit den Worten: „Amen, ich sage euch: Wer das Reich Gottes nicht so annimmt wie ein Kind, der wird nicht hineinkommen“ (Lk 18,17). Jesus sucht den Kontakt (wie auch manchmal die Ruhe und Abgeschlossenheit) und scheut sich nicht zärtliche Berührungen auszuteilen. Jesus berührt die Menschen aber auch mit dem, was er sagt. Also keine körperliche, sondern eher eine innerliche Berührung, wie bei Zachäus, der sein Leben nach der Begegnung mit Jesus völlig umkrempelt. Seine Worte lösen etwas aus im Menschen, wandeln ihn, was sich schließlich immer wieder in sichtbaren Veränderungen zeigt. Dabei sind diese Begegnungen stets von großer Achtsamkeit und persönlicher Aufmerksamkeit geprägt. Jesus hört zu. Nicht: „Ich weiß genau, was dir fehlt!“ oder eine Behandlungs- und Rezeptverordnung von oben herunter, sondern die behutsame Frage: „Was willst du, dass ich dir tue?“ (Lk 18,41). So begegnet er auch dem Blinden von Jericho.

Heilungswunder der Evangelien sind vielfach „Berührungsgeschichten“.

In ihnen kommt Jesus denen nahe, die alle anderen von sich fernhalten: Die Aussätzigen – Jesus streckt die Hand aus, berührt und heilt sie. (Mk 1,40-4) Für den Tauben und Sprechgestörten wird Jesu Berührung an Ohren und Zunge zum Ende seiner Abgeschlossenheit. Die Berührung macht ihn hörend und lässt ihn wieder reden. (Mk 7,32-36). Jesu Berührungen machen Blinde sehend (Mt 9,27-29), Gekrümmte gehen wieder aufrecht (Lk 13,10-13) und er weckt sogar Tote auf mit seinen Berührungen (Lk 7,11-15).

Jesus hat aber nicht nur Menschen heilend berührt. Lukas erzählt uns, wie sich

Jesus selbst berühren lässt: Eine sehr zuneigende Berührung erfährt Jesus bei der Salbung durch die Sünderin im Haus des Pharisäers Simon. Durch diese Art der Berührung drückt man aus, dass man denjenigen, dem man die Füße wäscht und salbt, als Herrn anerkennt und sich für ihn ein Stück erniedrigt. (Lk 7,36-38.44-50) Zärtliche Intimität, in aller Öffentlichkeit. So anstößig die Situation in der damaligen Zeit gewesen sein muss, so wenig peinlich ist sie für Jesus. Er lässt sich die Füße mit Tränen waschen, vom ihrem Haar trocknen, lässt sich küssen und anschließend salben. Das Leibliche ist hier das Heilige, das Wertvolle. Was die Frau tut, hat seinen Segen, am Ende schickt Jesus sie – versöhnt- mit dem Friedensgruß in die Welt zurück: „Geh in Frieden!“

Was hier erzählt wird, erleben und erspüren Menschen bei Krankensalbungs-Gottesdiensten. Menschen erfahren die Vergebung ihrer Schuld, Angenommen-Sein, werden sakramental berührt und gestärkt, mit dem Segnen im Namen Gottes neu ins Leben gesandt. Sie spüren, dass hier Energie leiblich übertragen und ihnen ein Friede geschenkt wird, den sie selbst nicht „machen“ können.

Beispiel vom Gottesdienst auf der Hospizstation, Dezember 2017 erzählen: Eine Umarmung bitte! Der extrem stark vom Krebs gezeichnete Leib – eine Umarmung!

Mit einer zärtlichen Berührung, mit dem Judaskuss, wird Jesus verraten und seinen Feinden ausgeliefert. Ein Kuss stellt normalerweise eine liebevolle Berührung dar, steht hier aber im völligen Gegenteil dazu. Dieser Kuss steht am Beginn einer Reihe von Berührungen, die gewaltsam und demütigend für Jesus sind, er wird abgeführt, er wird geschlagen und verspottet und zur Unterhaltung herumgereicht. Jesus wird mit ans Kreuz genagelt. Selbst in dieser unsagbar schmerzvollen Tortur sagt er vor seinem Tod dem mitgekrenzigten Schächer noch das Paradies zu (Lk 23, 43). Sein Leichnam wird von Josef von Arimathäa vom Kreuz genommen und in ein Leinentuch gewickelt. Er wird mit Respekt und Würde berührt, so wie es damals üblich war Tote zu behandeln, bevor man sie ins Grab legte.

Am dritten Tag steht Jesus von den Toten auf und zeigt sich erst Zweien auf dem Weg nach Emmaus und dann seinen Jüngern. Diese können es gar nicht glauben und Jesus lädt sie ein: „Seht meine Hände und meine Füße, dass ich es selbst bin; betastet mich und seht!“ (Lukas 24, 39) Die Jünger sollen und dürfen ihn berühren. Dort, wo Jesus durch gewaltsame Berührungen unsagbare Schmerzen zugefügt wurden, wird die Begegnung nach der Auferstehung am intensivsten. Ja, im Johannes-Evangelium werden die Wundmale seiner Tötung zum eigentlichen Erkennungsmerkmal. Menschliche Verwundung als unverwechselbarer Identität – im verklärten Leib des Auferstandenen als Siegeszeichen über Sünde und Tod. Evtl. Hinweis auf den Altar von Graz St. Andrä, mit Spiegelhaut wurde die Mensa von Gustav Troger überogen. Zwischen dem Idealbild und den Scherben spielt sich unser Leben ab – repräsentiert und hineingenommen in die Feier von Tod und Auferstehung Jesu.

4. Wunden sehen, berühren und in sie hinein gehen

Am Weißen Sonntag, auch als „Barmherzigkeitssonntag“ seit Papst Johannes Paul II. gefeiert, hören wir in der heiligen Messe das Evangelium vom „ungläubigen Thomas“ (Joh 20). Thomas war nicht dabei, als der auferstandene Christus den Aposteln zum ersten Mal leibhaft erschien. Als diese ihm von der Auferstehung erzählten, wollte er nicht glauben, sondern er verlangte nach einem Beweis. Thomas wollte etwas Besonderes sehen und sogar berühren, nämlich die Wunden Jesu, jene Wunden, die vom Kreuz her stammen.

Und warum dies?

Der Apostel war zutiefst erschüttert–traumatisiert– durch den Tod Jesu: Sein Herz war verletzt. Auf Jesus hatte er seine Hoffnung gesetzt; seinen Lebens- und Karriere-Entwurf auf den wirkmächtigen Rabbi abgestimmt, und jetzt mit der Kreuzigung Jesu schien alles umsonst gewesen zu sein. Der Boden war ihm unter den Füßen weggezogen. Aber er wusste auch um die eigene Treulosigkeit.

Denn auch er war davongelaufen, hatte Jesus nicht verteidigt.

Er wusste sich mitschuldig an den Wunden, die Menschen in ihrer Grausamkeit und Ablehnung Jesu geschlagen hatten.

Darum konnte und wollte er nicht glauben, dass ein Mensch, der so verletzt worden war, doch leben, lieben und verzeihen konnte. ‘

Das musste er selbst gesehen haben. Das wollte er ganz sicher wissen, bevor er neu Vertrauen fassen und glauben konnte:

„Wenn ich nicht das Mal der Nägel an seinen Händen sehe und wenn ich meinen Finger nicht in das Mal der Nägel und meine Hand nicht in seine Seite lege, glaube ich nicht.“(Joh 20, 25)

Papst Franziskus meint dazu: »Der Herr weiß, wann und weshalb er was tun muss. Er lässt jedem so viel Zeit, wie er es für angebracht hält«. Dem hl. Thomas habe er acht Tage gewährt; und er habe gewollt, dass auf seinem Körper noch die Wundmale zu sehen waren, weil der Apostel, wie der Papst erinnerte, gesagt hatte, dass er nicht glauben werde, bis er nicht seinen Finger in die Wunden des Herrn habe legen können. »Er war ein Dickkopf! Aber der Herr«, kommentierte der Papst, »wollte gerade einen Dickkopf, um uns dabei zu helfen, etwas noch Größeres zu verstehen. Thomas sah den Herrn, er wurde dazu aufgefordert, seinen Finger in die von den Nägeln verursachten Wunden zu legen, seine Hand in die Wunde an seiner Seite zu legen. Aber dann hat er nicht etwa gesagt: ›Es ist wahr, der Herr ist auferstanden«. Nein. Er ist noch darüber hinausgegangen, er hat gesagt: ›mein Herr und mein Gott«. Er ist der erste der Jünger, der das Bekenntnis zur Göttlichkeit Christi nach dessen Auferstehung ablegt. Und er hat ihn angebetet«.(siehe: L'Osservatore Romano, Wochenausgabe in deutscher Sprache, Nr. 29, 19. Juli 2013)

Von diesem Bekenntnis her, so erläuterte der Bischof von Rom, verstehe man dann, was die Absicht gewesen sei, die der Herr

Thomas gegenüber im Sinn gehabt habe:

Ausgehend von seiner Ungläubigkeit habe er ihn nicht etwa dazu gebracht, die Auferstehung zuzugeben, sondern vielmehr seine Göttlichkeit. »Und Thomas«, sagte der Papst, »betet den Sohn Gottes an. Aber um anzubeten, um Gott zu

finden, den Sohn Gottes, musste er den Finger in die Wundmale legen...

Das ist der Weg. Es gibt keinen anderen.

Natürlich »gab es im Lauf der Geschichte der Kirche Fehler«, fuhr der Papst fort, »die auf dem Weg zu Gott hin begangen wurden. Einige dachten, dass man den lebendigen Gott, den Gott der Christen« finden könne, indem man »noch höher gehe in der Kontemplation«. Aber das sei »gefährlich; wie Viele verirren sich auf diesem Weg und kommen nicht ans Ziel?«, sagte der Papst. »Ja, vielleicht gelangen sie zur Kenntnis Gottes, aber nicht zu derjenigen Jesu Christi, des Gottessohnes, der zweiten Person der Dreifaltigkeit«, präzisierte er. »Zu ihm gelangen sie nicht.

Das ist der Weg der Gnostiker: das sind gute Menschen, sie mühen sich ab, aber das ist nicht der richtige Weg, er ist äußerst kompliziert« und führt an kein gutes Ziel. Andere hingegen, fuhr der Papst fort, »dachten, wir müssten, um zu Gott zu gelangen, gut sein, uns kasteien und streng sein, und sie haben den Weg der Buße, nichts als Buße, und das Fasten gewählt.

Aber auch diese sind nicht zum lebendigen Gott, zu Jesus Christus, dem lebendigen Gott, gelangt«. Das, fügte der Papst hinzu, »sind die Pelagianer, die glauben, dank ihrer Bemühungen ans Ziel kommen zu können. Aber Jesus sagt Folgendes zu uns: ›Wir haben Thomas auf dem Weg gesehen«. Aber wie kann ich heute noch die Wunden Jesu finden?

Ich kann sie nicht so sehen, wie sie Thomas gesehen hat. Die Wundmale Jesu findest du, wenn du Werke der Barmherzigkeit vollbringst, wenn du dem Körper, dem Körper und auch der Seele deines mit Wunden übersäten Bruders etwas gibst, weil er hungert, weil er dürstet, weil er nackt ist, weil er erniedrigt ist, weil er geknechtet ist, weil er im Gefängnis ist, weil er im Krankenhaus ist. Das sind in unseren Tagen die Wundmale Jesu.

Er erinnerte daran, dass das Leben des hl. Franziskus von dem Augenblick an völlig anders geworden sei, als er den Aussätzigen berührt habe, weil er da »den lebendigen Gott berührt hat und sein Leben in Anbetung verbracht hat«. »Jesus erwartet von uns«, schloss der Papst, »dass wir mit unseren Werken der Barmherzigkeit das tun, worum der heiligen Thomas gebeten hatte: in die Wundmale hineingehen«.

5. Nobelpreiswürdige Aktualisierung christlicher Leibes-Spiritualität

Papst Franziskus hat selbst viele Zeichen fürsorglicher Achtsamkeit gegenüber der leiblichen Existenz des Menschen gesetzt. Denken sie nur an die errichteten Waschräume und Friseursalons unter den Kolonnaden, die im letzten Jahr durch Behandlungsräume für Ärzte und Zahnärzte zum Dienst an den Armen erweitert wurden.

„Wir müssen aus uns herauskommen und auf die Straßen der Menschen gehen, um zu entdecken, dass die Wundmale Jesu auch heute noch am Körper all jener Brüder sichtbar sind, die Hunger und Durst leiden, die nackt, erniedrigt und geknechtet

sind, die sich im Gefängnis oder im Krankenhaus befinden. Und gerade durch die Berührung und Liebkosung dieser Wunden wird es uns möglich, »den lebendigen Gott mitten unter uns anzubeten.« meinte der argentinische Pontifex in einer seiner ersten Predigten in Rom (L'Osservatore Romano, Wochenausgabe in deutscher Sprache, Nr. 29, 19. Juli 2013).

In dieser Hinsicht haben mich zwei Frauen aus meiner Diözese Innsbruck besonders beeindruckt: Margit Pissarek und Marianne Stöger sind zwei Tirolerinnen, zwei unauffällige alte Frauen.

Eine lebt in Innsbruck, die andere in Matrei am Brenner.

In Südkorea sind die beiden berühmt.

Häuser, Straßen und Schiffe sind nach ihnen benannt.

Aufsehen erregt eine seit April 2018 anhaltende Kampagne Südkoreas mit Ex-Ministerpräsident Kim Hwang-sik an der Spitze, diesen beiden Frauen den Friedensnobelpreis zu verleihen.

Margit Pissarek (Jahrgang 1935) und Marianne Stöger (geboren 1934) hatten schon als Mädchen die feste Überzeugung, Christus nachfolgen und den Menschen helfen zu wollen. Sie absolvierten beide die Krankenpflege-Ausbildung in Innsbruck (1952–1955). Pissarek und wenig später auch Marianne Stöger schlossen sich während dieser Zeit dem Säkularinstitut Ancillae Christi Regis an.

Am Beginn der 1960er-Jahre gingen die beiden jungen Frauen nach Korea. Dort gab es zu dieser Zeit viele Lepra-Kranke. Wegen der Angst vor Ansteckung wurde vom Staat ein abgelegenes Gebiet eingerichtet, in das alle Kranken gebracht wurden: Die Leprainsel Sorokdo.

Das Leben auf Sorokdo glich einem Leben in einem Internierungslager. Es war geprägt von schwerer Arbeit, zu der die Kranken zwangsverpflichtet wurden, schlechter medizinischer Versorgung, einem großen Gefängnis und Zwangssterilisationen.

Die Anzahl der Todesfälle in Sorokdo aufgrund gescheiterter Fluchtversuche und Suizide war immens.

Margit Pissarek und Marianne Stöger absolvierten eine Spezialausbildung in Leprapflege in Indien, danach arbeiteten sie im Spital auf der Insel.

Die beiden Frauen verinnerlichteten und übersetzten die, bei der Spezialausbildung, gelernten Erkenntnisse in eine wegweisend neue Art der Pflege:

Die Hansen-Krankheit („Lepra“) ist heilbar, sie ist nur schwach ansteckend. Ursachen für Neuerkrankungen liegen meistens in mangelnder Hygiene, Unterernährung und einem geschwächten Immunsystem. Lepra wird nicht vererbt. Mit der Sicherheit dieses Wissens waren ganz neue Wege der Pflege und Heilung möglich. Allerdings setzte sich dieses Wissen nicht leicht gegen Vorurteile durch. Die offenbar bewegendste Erfahrung für die Menschen auf Sorokdo war, dass sie von den beiden Tiroler Krankenschwestern mit bloßen Händen berührt und behandelt wurden.

Jahrzehnte später erinnert sich ein Patient:

„Sie strich mir über meinen vereiterten Rücken, als wenn man mit der Hand Mörtel

an die Wand schmieren würde [...] mit ihrer bloßen Hand. Ich war überrascht. Also, dass sie die verwundeten Rücken der Patienten mit bloßer Hand anfasste.

Ich dachte nur: ‚Was für tolle Menschen‘.

Diese Unmittelbarkeit im Kontakt, gerade auch im körperlichen Kontakt, wirkte wie ein Schlüssel der Menschlichkeit. Nicht Ekel, Scham und Distanz bekamen sie zu spüren, sondern heilende, liebevolle Nähe.

Jeden Morgen verteilten Marianne Stöger und Margit Pissarek „süße Milch“ an alle PatientInnen. Dieses Morgenritual hat sich tief in die Erinnerung der Betroffenen eingepägt. Die Milch hatte eine stärkende Wirkung; zudem hatten die beiden Krankenpflegerinnen mit dem Verteilen jeden Tag zumindest einmal Kontakt mit allen PatientInnen. Wenn ehemalige Lepra-Kranke Jahrzehnte später von diesem Morgenritual erzählen, dann hat das Anklänge an Eucharistieerfahrungen. Dieses „Sakrament der süßen Milch“ wurde den Menschen zur Nahrung in vielfacher Weise.

Das Leben von Margit Pissarek und Marianne Stöger war der Heilung und der Pflege gewidmet. Sie waren und sind darüber hinaus besondere, geistliche Frauen, geprägt und getragen von einer tiefen, katholischen Frömmigkeit. Das wurde spürbar – auch ohne Ordenstracht, ohne Klausur und ohne viele Worte.

Die Österreicherin Regina Kruckenhauser-Pissarek, die als junge Studentin einige Monate mit den beiden Frauen auf Sorokdo gelebt hat, spricht von der „personifizierten Liebe“. Eine Ausstrahlung, die alles übertraf, was sie bis dahin mit religiösen Menschen verbunden hatte. (siehe: *Ancillae Christi Regis* (2018) Korea.

6. Die Bedeutung des „Leibes“ für eine konkrete Christuskirche

Christsein heißt nicht in einer bestimmten Weise äußerlich religiös sein, auf Grund irgendeiner Methodik etwas aus sich zu machen (einen Sünder, Büsser oder einen Heiligen), sondern es heißt schlicht und ergreifend: *Mensch-Sein*. Nicht einen Menschen Typus, sondern *den* Menschen schafft Christus in uns. Nicht der religiöse Akt macht den Christen, sondern die Teilhabe am Leib Christi – durch die Kraft des Sakramentes im konkreten Leben.

Wir leben in einer Zeit vermeintlich grenzenloser Freiheit. Auf zahllose Quellen der Information und Bildung greifen wir weltweit zu.

Dabei erfahren wir täglich, ja stündlich, wie die angeblich, sozialen Medien - über Computer und Smartphone - Unruhe, Verunsicherung und Zerstreung in unser Leben bringen. Lebenswichtiges und Unwichtiges, Prekäres und Banales werden uns gleichzeitig und gleichwertig serviert. Welche Bedeutung hat eine Leib-haftige Spiritualität angesichts dieser Herausforderung?

Leib ist die Verpflichtung zum Da-Sein.

Sind nicht die schmerzvollen Nebenwirkungen eines ideologisierten, absolut autonomen Freiheitsbegriffs, der Zuwachs an Rücksichts- und Bindungslosigkeit,

Freiheitsmissbrauch, Kontaktverlust und – verweigerung bis hin zu Verantwortungslosigkeit und Entwürdigung dem Leben gegenüber?
Die Lebensmission Jesu bestand darin, Vertrauen zu schaffen, die Menschen einzuladen zu einer verantwortungsbereiten Freiheit und sie zu sammeln in einer neuen Gemeinschaft mit Gott und untereinander.

Barrieren unterschiedlichster Art hat Jesus überwunden, Ausgeschlossene und Sünder ins Miteinander zurückgeholt. Private und öffentliche Essenseinladungen liebte er. Seine Tischgemeinschaft war eine Vorwegnahme himmlischer Mahlgemeinschaft – Behinderte, Kranke, Zöllner, Prostituierte und andere öffentlich Marginalisierte eingeschlossen. Jesus sprach Vergebung zu und schenkte durch seine Hinwendung Menschen ein Ansehen und damit auch den Ausweglosen die Chance zu Umkehr und Neu-Anfang. Diese Praxis verstörte und polarisierte. Jesus wollte alle zu einem Leben in Fülle befreien. Dafür hat er sein Leben in die eingeeengte Waagschale menschlicher Rechtsvorstellung geworfen. Das hat ihn Kopf und Kragen, schließlich sein Leben gekostet – am Kreuz auf Golgota. Nach seiner Auferstehung hat er die verängstigten und zerstreuten Jünger gesammelt, um sie auszusenden, um die Menschheit von allen Enden der Erde zu einer Gemeinschaft zusammenzubringen.

In dieser Intention nahm er beim letzten Abendmahl das Brot, „sprach das Dankgebet, brach das Brot und sagte: Das ist mein Leib für euch. Tut dies zu meinem Gedächtnis!“ (1 Kor 11, 24)

Was auf diese besondere und neue Art der Feier des Pascha-Mysteriums am Karfreitag folgt, mutet auf den ersten Blick wie ein Kunstfehler der göttlichen Vorsehung an. „Er hat unsere Krankheit getragen und unsere Schmerzen auf sich geladen. Wir meinten, er sei von Gott geschlagen, von ihm getroffen und gebeugt.“ (Jes 53,4)

Tatsächlich hat Jesus, der Gottessohn und Gottesknecht den tödlichen Fehler menschlicher Gottlosigkeit, der bindungslosen, autonomen Freiheit, der verantwortungslosen Entgrenzung, unsere Verlorenheit und Verwundung auf sich genommen – leibhaftig, geisterfüllt angenommen – bis zum Grund seiner Seele. „...er wurde durchbohrt wegen unserer Vergehen, wegen unserer Sünden zermalmt.“ (Jes 53, 5ff)

Die österliche Kirche, die Gottes befreiendes, erlösendes und neuschaffendes Tun in Jesus erfahren hat, definiert sich von der Eucharistie her. Eucharistie – Danksagung - ist der zentrale Gottesdienst, der die Kirche immer neu von ihrem Ursprung her aufbaut. Wir feiern in der Danksagung für das Leiden, Sterben und Auferstehen Christi – das Geheimnis unseres Glaubens, den Grundstein der Kirche und Kraftquelle des Reiches Gottes.

Aus diesem Höhepunkt der verschwenderischen Liebe Gottes, der sich und seine Liebe von der Machtgier der Welt und der Selbstgerechtigkeit der Gesetzestreu in den Tod schicken lässt, finden wir Erlösung.

Über diese Wirklichkeiten, die auch und gerade aus einer Entscheidung für die Kirche und die Teilhabe am Leib Christi sich manifestieren und zum guten Umgang

mit Menschen und zum Gestalten von Leben und Zukunft beitragen, entstehen keine Schlagzeilen oder Sondermeldungen in den Medien.

In jeder Feier der Heiligen Messe, in jeder Eucharistiefeier, verbindet sich Gott leibhaftig mit uns und uns untereinander in der heiligen Kommunion. In jeder Messfeier dürfen wir uns dankbar die Teilhaberschaft am Leib Christi und damit am Dienst für die Welt, am Dienst füreinander erneuern lassen. Vom Eucharistischen Leib wird „der Leib der Kirche“ aufgebaut. Kirche ist der Leib des lebendigen Christus. ist die Kirche der reale Leib – ein vielfältiger Organismus, der nur in einem geistgeleiteten Zusammenspiel funktioniert. Vgl. Korintherbrief: Der Leib und die vielen Glieder. Unvermischt und ungetrennt von weltlicher Gestalt (Organisation, Institution, Behörde, Verwaltung, ...) und geistiger Wirklichkeit (Gemeinschaft des Geistes, spirituelle Verbundenheit, ...) ist die Kirche leibhaftig – von dieser Welt und zugleich auch nicht von dieser Welt.

So ist jede Messfeier das wirksame Zeichen der Einheit der Kirche und zugleich die lebendige Zusage Gottes, die ganze Menschheit zu erneuern und zu vereinen. Die Eucharistie ist damit auch die prophetische Vorwegnahme einer neuen Einheit, die unsere Welt überlebensnotwendig braucht. Die Sammlung der Menschen geht über ekklesiologische Überlegungen hinaus. Modellhaft ist die Kirche inmitten der Menschheit die neue Gemeinschaft, die als ersten und grundlegenden Auftrag hat – Zeichen und Werkzeug der Einheit zu sein, zwischen den Menschen und Völkern und Gott gegenüber. (Vgl. Lumen Gentium) Hätte sie keine liebhaftige, d.h. physische Gestalt, könnte sie diesen Dienst nicht tun.

7. Die Auferstehung des Leibes als trotzige Hoffnungsthese

In der Tradition katholischer Spiritualität lassen sich neben einer einseitigen Abwertung des Leibes selbstverständlich auch viele starke Gegenpositionen und Gegengewichte finden. Denken wir an die faszinierenden Einsichten einer Hildegard von Bingen über das Zusammenspiel der physischen und himmlischen Energien im Menschen und in der Natur. Denken wir an den pragmatischen Realismus einer Theresia von Avila, den sie für ihre Ordensreform und die vielen Klostergründungen gebraucht hat, und zugleich an ihre mystischen Einsichten, die in der karmelitischen Tradition bis heute unzählige Menschen prägt. Nur einer ihrer tollen Sager belegt schon ihre ganzheitliche Sicht des Menschen: „Du musst auf deinen Körper achten, damit sich Gott in ihm wohlfühlt.“ Es ist in der Kürze dieses Statements nicht möglich, den differenzierten Streit über das Verhältnis von Leib, Seele und Geist quer durch die Jahrhunderte genauer zu entfalten.

Im II. Vatikanischen Konzil hat die Kirche in der Pastoralkonstitution „Gaudium et Spes“ versucht, die Ganzheit des Menschen in neuer Weise auszudrücken: „In Leib und Seele einer, vereint der Mensch durch seine Leiblichkeit die Elemente der stofflichen Welt in sich: Durch ihn erreichen diese die Höhe ihrer Bestimmung und erheben ihre Stimme zum freien Lob des Schöpfers. Das leibliche Leben darf also der Mensch nicht gering achten; er muss im Gegenteil seinen Leib als von Gott

geschaffen und zur Auferweckung am Jüngsten Tage bestimmt für gut und der Ehre würdig halten.“ (Gaudium et Spes 14). Die Würde des Menschen verlangt gemäß dieser Darstellung also, dass der Mensch Gott in und mit seinem Leib verherrliche.

Von Anfang an hat die Kirche jedoch am Bekenntnis einer leibhaften Auferstehung festgehalten. Damit hat sie trotz der vorhin angedeuteten Verschiebungen hin zu einem Misstrauen gegenüber allen Manifestationen leiblicher Existenz, doch einen bemerkenswerten Anker christlicher Zukunftshoffnung nicht aufgegeben. Natürlich war der Glaube an eine „leibliche Auferstehung“ schon in der Zeit der Kirchenväter Anlass für karikierenden Spott – wie denn die unterschiedlichen Menschen dann aussehen würden? Schlank oder fettleibig, jung oder alt, beeinträchtigt oder total fit, mit oder ohne Partner? Origenes hat entgegen gehalten, dass der neue, auferweckte Mensch einer Kugel gleich sein wird, dreidimensional und perfekt. Augustinus hat sich in detailliertere Beschreibungen verlaufen, die auf uns eigenartig wirken.

Das durchgängige Anliegen aber war es, die Vorstellung einer unpersönlichen, irgendwie „nur“ geistigen Existenzweise der Erlösten abzuwehren. Mit dem Leib bei Gott sein – dieses Postulat transformiert auch den Begriff des Leibes. Er ist analog zum physischen Leib zu verstehen, nicht als Abbildung oder Neuauflage des bio-chemischen Organismus. Der Begriff des Leibes orientiert sich am neuen Leib, den der Auferstandene hatte, als er den Jüngern erschien. An seinen Wunder erkannten sie ihn, an seiner Stimme und an der Art und Weise, wie er sein Dasein demonstrierte: Er ging mit ihnen; er hauchte sie an; er brach das Brot; er aß vor ihren Augen ein Stück Fisch; er ließ sich berühren; er argumentierte in verständlicher Sprache; Leib konstituiert sich durch Beziehung. Wir haben einen Körper (Bio-chemischer Organismus) und sind ein Leib.

8. Die ärztliche Sorge um den Menschen als besondere Aufgabe

Die ersten christlichen Gemeinden haben Jesus, den Herrn, gern als »Arzt« dargestellt und damit die beständige Aufmerksamkeit voll Mitgefühl hervorgehoben, die er allen gegenüber hatte, die an jeder Art von Krankheit litten. Seine Sendung bestand in erster Linie darin, den kranken oder von Behinderung gezeichneten Menschen nahe zu sein, besonders jenen, die aus diesem Grund verachtet und ausgegrenzt waren. Auf diese Weise bricht Jesus mit der Verurteilung, die den Kranken oft als Sünder brandmarkte; durch diese mitfühlende Nähe offenbarte er die unendliche Liebe Gottes, des Vaters, gegenüber seinen notleidenden Kindern.

Die Fürsorge für die kranken Menschen erscheint daher als eine der grundlegenden Dimensionen der Sendung Christi; darum ist sie es auch in der Sendung der Kirche geblieben. Ganz deutlich in den Evangelien ist die starke Verbindung zwischen der Verkündigung Christi und den Heilungsgesten, die er an

jenen »mit den verschiedensten Gebrechen und Leiden [...], Besessene, Mondsüchtige und Gelähmte« vollbringt... (Mt 4,24).

Wichtig ist auch die Art und Weise, wie Jesus sich um die Kranken und Leidenden kümmert. Oft berührt er diese Menschen und lässt sich von ihnen berühren, auch in Fällen, in denen das verboten gewesen wäre. So tut er es zum Beispiel mit der Frau, die seit Jahren unter Blutfluss litt. Er spürt, dass er berührt wird, nimmt die heilende Kraft wahr, die von ihm ausgeht, und als jene Person ihm auf Knien bekennt, was sie getan hat, sagt er zu ihr: »Tochter, dein Glaube hat dich gerettet. Geh in Frieden!« (Lk 8,48). Heilen bedeutet für Jesus, sich dem Menschen zu nähern, auch wenn es manchmal einige gibt, die es gerne verhindern würden, wie im Fall des blinden Bartimäus in Jericho. Jesus lässt ihn rufen und fragt ihn: »Was willst du, dass ich dir tue?« (Mk 10,51).

Es mag überraschen, dass der »Arzt« den leidenden Menschen fragt, was dieser von ihm erwartet. Das macht jedoch den Wert des Wortes und des Dialogs in der Heilungsbeziehung deutlich.

Heilen bedeutet für Jesus, in einen Dialog einzutreten, um den Wunsch des Menschen und die sanfte Kraft der Liebe Gottes, die in seinem Sohn wirkt, zum Vorschein zu bringen.

Denn heilen bedeutet, einen Weg zu beginnen: einen Weg der Erleichterung, des Trostes, der Versöhnung und der Heilung.

Wenn eine gewisse Fürsorge mit aufrichtiger Liebe gegenüber dem anderen geschenkt wird, dann erweitert sich der Horizont des Menschen, der geheilt wird, denn der Mensch ist einer: Er ist eine Einheit aus Geist, Seele und Leib. Und das sieht man gut im Dienst Jesu: Er heilt nie einen Teil, sondern den ganzen Menschen, ganzheitlich. Manchmal geht er dabei vom Leib aus, manchmal vom Herzen – manchmal, indem er seine Sünden vergibt (vgl. Mk 2,5) –, aber immer, um das Ganze zu heilen.

Schließlich geht das Heilen Jesu damit einher, den Menschen aufzurichten und den Menschen – den Mann oder die Frau –, dem er sich genähert und den er geheilt hat, auszusenden. Zahlreiche Kranke werden, nachdem sie von Christus geheilt wurden, seine Jünger und folgen ihm nach. Jesus nähert sich also, er trägt Fürsorge, heilt, versöhnt, ruft und sendet aus: Wie man sieht, ist die Beziehung mit den von Krankheit und Behinderung belasteten Menschen für ihn eine persönliche, reiche und keine mechanische und distanzierte Beziehung. Und in diese Schule Jesu, des Arztes und Bruders der Leidtragenden, sind viele von Ihnen als Ärzte berufen.

Berufen, euch jenen zu nähern, die Augenblicke der Prüfung aufgrund der Krankheit durchmachen.

Ihr seid berufen, Menschen mit Einfühlsamkeit und Achtung der Würde und der physischen und psychischen Unversehrtheit zu behandeln.

Ihr seid berufen, aufmerksam zuzuhören, um mit angemessenen Worten zu antworten, die die Heilungsgesten begleiten und sie menschlicher und daher auch wirksamer machen.

Ihr seid berufen, zu ermutigen, zu trösten, aufzurichten, Hoffnung zu schenken.

Man kann nicht ohne Hoffnung heilen und geheilt werden: Dessen bedürfen wir alle und sind Gott dankbar, der uns die Hoffnung schenkt. Aber wir sind auch dankbar gegenüber allen, die in der medizinischen Forschung arbeiten. In den letzten hundert Jahren hat es sehr große Fortschritte gegeben. Es gibt neue Therapien und zahlreiche Behandlungsmöglichkeiten im Versuchsstadium. All diese Behandlungen waren in den vergangenen Generationen undenkbar. Wir können und müssen das Leiden lindern und einen jeden erziehen, verantwortungsvoller mit seiner eigenen Gesundheit und mit der Gesundheit der Menschen im eigenen Umfeld und Angehörigen umzugehen. Wir müssen auch daran denken, dass heilen bedeutet, das Geschenk des Lebens vom Anfang bis zum Ende zu achten. Wir sind nicht seine Eigentümer: Das Leben wird uns anvertraut, und wir – ob Arzt, Priester oder Bischof sind seine Diener.

Er will sich dafür auch unseres Wissens, unserer Hände und unseres Herzens bedienen, um jeden Menschen zu behandeln und zu heilen, weil er einem jeden Leben und Liebe schenken will.

Das erfordert Sachverstand, Geduld, geistliche Kraft und brüderliche Solidarität. Sehr oft – das wissen wir – wird die Qualität einer Station nicht vom Reichtum der Geräte bestimmt, mit denen sie ausgestattet ist, sondern vom Niveau der Professionalität und der Menschlichkeit des Chefarztes des Ärzteteams. Das sehen wir jeden Tag.

Viele einfache Menschen gehen ins Spital:

»Ich möchte zu diesem Arzt, zu jener Ärztin.« Warum?

Weil sie die Nähe spüren, weil sie die Hingabe spüren.

(vgl. ANSPRACHE VON PAPST FRANZISKUS AN DIE INTERNATIONALE FÖDERATION DES VERBANDS KATHOLISCHER ÄRZTE (FIAMC) Sala Regia Samstag, 22. Juni 2019 – ((http://w2.vatican.va/content/francesco/de/speeches/2019/june/documents/papa-francesco_20190622_fiamc.html))

Mögen wir uns auch in verschiedenen Professionen aufhalten, so begegnen wir einander doch in der Frage nach dem Menschen in seiner leibhaften, geistigen und seelischen Bedürftigkeit und seiner Welt, in der Sorge um ihn und in der Hoffnung für ihn.

Und wir tun dies in einer weltgeschichtlichen Situation, in welcher die Zukunft des Menschen radikal bedroht ist.

In einer solchen Stunde sind alle schöpferischen, alle nachdenklichen und gutwilligen Menschen aufgerufen, ihre Kräfte mehr denn je zu verbinden, damit der Weg des Menschen, der Weg der Menschheit nicht durch Katastrophen blockiert oder beendet werde.

Die Kirche bekennt den kühnen Glauben, dass der Mensch ein Bild Gottes ist und dass er bei Gott seine ewige Zukunft hat.

Der Mensch und seine Welt — unsere Erde, die sich bei der ersten Weltraumfahrt als Stern in Grün und Blau gezeigt hat —, sie müssen bewahrt und entfaltet werden. Dazu gehört ein behutsamer Umgang mit dem Leben, auch mit dem

tierischen Leben, und mit der ganzen belebten und unbelebten Natur.
Die Erde ist im Horizont des Glaubens kein schrankenlos ausbeutbares Reservoir,
sondern ein Teil des Mysteriums der Schöpfung, dem man nicht nur zugreifend
begegnen darf,
sondern Staunen und Ehrfurcht schuldet.
Bauen wir beharrlich Brücken zwischen getrenntesten Ufern und über Grenzen
hinweg.
Betrachten wir den Menschen und die Gesellschaft nicht nur mit einem unerbittlich
diagnostizierenden Blick,
sondern mit einem Blick der Hoffnung,
mit dem Spürsinn für mögliche Veränderungen zum Besseren.

»Seht da, der Mensch!«.

Mit diesem Wort möchte ich meine Überlegungen zusammenfassen. Verehrte
Zuhörerinnen und Zuhörer,
übersehen und überhören wir ihn nie:
den hoffenden, liebenden, angsterfüllten,
leidenden und blutenden Menschen.
Seien wir sein Anwalt, hüten wir seine Welt:
diese schöne, gefährdete Erde.
Das ist ein zentrales Anliegen der Kirche,
die unverwandt auf jenen schaut,
über den Pilatus sagte »Ecce homo«, »Seht da, der Mensch!«.

Jesus Christus — Gottes und der Menschen Sohn —
ist der Weg zur vollen Menschlichkeit.
Er ist auch das Ziel.
Möge es vielen geschenkt werden,
ihm neu zu begegnen, ihn neu zu erkennen — auch durch Sie.

(Vgl. TREFFEN VON JOHANNES PAUL II. MIT VERTRETEREN AUS WISSENSCHAFT, KULTUR UND
KUNST Wien-Montag, 12. September 1983 http://www.vatican.va/content/john-paul-ii/de/speeches/1983/september/documents/hf_jp-ii_spe_19830912_scienza-arte.html)